

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Kerstin Höckel**

**Schalom Schwesterherz**

Auf der Suche nach einem Glaubensbekenntnis

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

- Erwachen im Streifenland 11
- Kinderreich 27
- Spaziergang durchs Streifenland 41
- Das Wort Jude 65
- Sonnenuntergang im Streifenland 93
- Seid ihr noch ganz koscher 110
- Schabbat im Streifenland 137
- Deine Jaworte 153
- Wortwechsel im Streifenland 180
- Die Hand vom Kind 194
- Abschied vom Streifenland 232
- Dank 255

Es scharrt im Sand. Mein Kopf kippt lautlos zur Seite, ein Ohr richtet sich aus. Steine werden zermahlen unter Gewicht. Die Glastür in den Garten steht offen, das Rollo ist bis auf einen Schlitz über dem Boden heruntergelassen, ein Gittertor verriegelt alles von außen. Durch die Luftlöcher im Laden dringt mattes Mondlicht auf die Schemen der zwei leeren Kinderbetten gegenüber meiner Pritsche. Es kann nichts passieren. Außer, daß eine Rakete abstürzt auf das Viertel, höhere Gewalt. Über mir werden Stühle gerückt, Tische, ein Überfall, ich starre reglos ins Dunkel. Sie fangen den Tag an und bauen aus dem Schlafzimmer einen Wohnraum, mitten in der Nacht, sie haben nicht viel Platz, beruhige ich mich, es muß eine Erklärung geben, sie haben Sitten, dann wird es wieder still. Ich nicke ein, erwache Augenblicke später von anschwellendem Surren. Ich schlage nach der Stechmücke an meinem Hals, treffe das aufmerksame Ohr, ein Fiepen krabbelt hinein, dann wieder das Scharren vor der Tür. Tapsen, Schritte, deutlich jetzt. Ich bin zu erschlagen, um aufzustehen und nachzusehen, Faulheit fesselt mich, Dämmerung graut durch die Ritzen. Es wird die Katze sein, die tagsüber den Müll auf dem verrotteten Olivenhügel untersucht und mich angesehen hatte mit ihren ruhigen Augen. Eine arabische Katze. Oder der Fuchs, von dem Herr Freymann mir erzählt hatte, der unverschämte Fuchs, gegen den Ben eine Falle

aufgebaut hatte in seinem Garten. Zwei haben sie damit gefangen seither, zwei freche Füchse.

Die Schritte sind schwer, Menschenschritte, Sandstein wird zu Staub. Ein Mensch im Garten meiner Gastgeber, vor der Verandatür, ein Mann mit einem Messer. Der Araber. Ich liege reglos, stelle das Atmen ein, um zu lauschen. Er macht sich am Rollo zu schaffen. Ich starre rüber, suche Schatten auf den Kinderbetten. Nichts. Zur Dunkelheit gesellt sich hämisch meine Kurzsichtigkeit, alles ist unscharf, die Matratzen, die Flecken, die Tür. Ich verfluche meine Brille, die auf dem Schreibtisch ihre Arbeit verweigert. Fluchen sollst du nicht, du sollst nicht falsches Zeugnis ablegen wider deine Brille. Er klingt nah, ich lausche nach seinem Atem, während meiner flach das Laken hebt. Die Haut auf meinem Bauch ist dünn wie das Tuch, ein Stich, mehrere Messerhiebe in Bauch und Brust, und ich bin hin. Ist das ein guter Zeitpunkt, sterben im Streifenland, mitten in Zion, immerhin in Seiner Nähe, ich wäre in Obhut, Abkürzung zum Jüngsten Gericht. Er muß hier irgendwo hocken zwischen den Hügeln und dem Himmel, der sich abends mild verfärbt nach einem glühenden Spätsommertag, Pläne schmieden für ein neues, eindeutig Heiliges Wort und sich totlachen über die Streitigkeiten zwischen den bestehenden Interpretationen, falls ein Zynismus seinen Zorn geschwächt hat.

Das Scheppern am Rollo wird unwillig, ich meine, Schnaufen zu identifizieren. Das Gitter vor dem Rolladen fällt mir ein, dafür würde sein Messer nicht ausreichen, auch ein Säbel nicht, das Gitter ist aus Eisen, aber habe ich den Schlüssel abgezogen. Was sich im Geiste abbildet, ist das meine Hand, die den Schlüssel an den Haken neben der Flurtür hängt, nachdem ich das Reisehirt reingeholt habe, oder ist es die Hand der Gastgeberin, Frau Freymann, als sie mir den Vorgang demonstriert, steckt am Ende der Schlüssel noch im Schloß. Aus dem Scheppern wird

ein Zerren, jemand reißt das Gitter auf, sehe ich ihre Hand den Schlüssel aufhängen, oder meine, meine, ihre, das Rollo wird hochgeschoben, noch mehr Dämmerung, deutlich kann ich seinen Atem hören. So einfach ist das, ich spiele mit dem Gedanken, mich in mein Schicksal zu ergeben, was kann ich ausrichten, das ist die Strafe für den Schlitz unterm Rolladen, den ich gelassen habe, damit die Sonne früh auf leisen Sohlen ins Zimmer findet, Irrsinn, sich irgendwo auf der Welt in Sicherheit zu wähnen, angrenzend an einen vergilbten arabischen Olivenhain erst recht, den niemand mehr bestellt, weil der Besitzer angeblich zu alt geworden ist, keine Lust mehr verspürt auf seinen Garten Eden, Grenzland, das nur noch Katzen und Füchse beherrschen, ihren Kot ablegen, nach Beute Ausschau halten zwischen verkrüppelten Büschen und zerbeulten Plastikflaschen.

Laß es einen Fuchs sein, einen scheuen Fuchs, der gleich seinen Irrtum bemerkt und davonhumpelt, einen Fuchs mit einer Beinverletzung, daher das kräftige Scharren im Sand. Jetzt verwischen die weißen Mondpunkte auf dem Kinderbett, der Laden kräuselt sich, in Ordnung, er ist drin, denke ich, jeden Augenblick ist es aus. Sei ehrlich, ein Fuchs hätte nicht den Schlüssel gefunden, abgesperrt hatte ich, soviel stand fest, und den Schlüssel stecken lassen hatte ich ebenso, so daß der Araber jetzt – Soll ich mich schlafend stellen, niemals töte der Mörder sein Opfer im Schlaf, das widerstrebe dem menschlichen Instinkt, dem Opfer ins Auge sehen. Bin ich gerettet, wenn ich mich schlafend stelle, wenn ich schlafe, besser ich schlafe, andererseits unter den besonderen Bedingungen und der Hitze hier, ob sich da alle an diese überkommenen Regeln der Menschlichkeit halten? Er ist gekommen, um zu meucheln, was klingt nach im Schlaf ermorden, im Schlaf, im Bad, im Delirium. Vielleicht läßt sich etwas richtigstellen, wenn ich wach bleibe, ich bin bestimmt nicht das, was der Mörder in dem orthodoxen Kinderzimmer erwartet, ich

bin neutrale Zone, das muß ich ihm klarmachen. Die Augen geschlossen halten und den Kopf unmerklich wie bewegungslos zurücksinken lassen ins Kissen, schlafen, der Fremde tappt durchs Zimmer. Vorsichtshalber stelle ich das Atmen ein. *Mi se*, schießt mir durch den Kopf, hebräisch für *Wer ist das*, und daß ich kein Wort Arabisch beherrsche, kein einziges Wort, Rache für Ignoranz, ich bin so gut wie tot. Dabei hatte ich dem Mann des Lebens versprochen, auf mich achtzugeben. Der Araber kommt näher ans Kissen, alles schwarz, ich ohne Regung. Er langt nach mir und verströmt einen Geruch von Ziegen, Schweiß und Motoröl. Ich meine, durch meine geschlossenen Augen das Weiß um seine schwarze Iris zu erkennen, über mir wütendes Weiß in dem dunklen Männergesicht, Wut über den abermals beginnenden Tag in der Siedlung, das Messer blitzt graue Dämmerung zurück, Haß. Warum benutzt er ein Messer, denke ich noch, wo sie über die ägyptische Grenze ordentliche Waffen einschmuggeln, moderne Schußwaffen und Raketen für die große Intifada. Ich halte still, halte mich raus, wehre mich nicht, ich atme, solange es geht, trotz der Stiche und der schwarzen Blutflecken auf den leeren Kinderbetten. Leise atmen. Es wird wieder still. Nicht fluchen. Der Ansturm ist vorüber, das Rollo bleibt ungerührt zurück, nur noch der Herzmuskel, der lärmt. Ich drehe mich auf die Rechte, ziehe das Laken über den Kopf, der Fuchs hat das Interesse verloren, die Mücke sucht einen neuen Weideplatz, während sie hier den Tag beginnen, und sich der Araber vom Hügel gegenüber auf den Weg macht in die jüdische Siedlung für seinen Tagelohn.

## Erwachen im Streifenland

Mein Kopf ist ein Stein. Ich schäle mich aus dem Laken und öffne den Rolladen. Die Morgensonne knallt mir eine. Ich halte mich im Hintergrund, weil die kleine Veranda von den schräg anschließenden Nachbarhäusern eingesehen werden kann und weil ich einen Pyjama trage statt Leggings und knielanges Nachthemd, barfuß bin, barhäuptig, unkeusch. Vor der Tür im Sand keinerlei Fußspuren, kein bißchen Fuchskot, kein Hinweis auf Katze oder Igelbesuch. Hab ich mir den Lärm nur eingebildet, das Scharren im Sand, das Rütteln am Rolladen, das Keuchen vor der Tür. Oder war es der Wind, die sanfte Morgenbrise, die mich erschreckte und zugleich den ersten Betenden Frische verheißt, endlich Herbst in den Hügeln von Judäa, bevor die Sonne dann doch, auch Mitte September, in ihrer Erbarmungslosigkeit losbrennt auf die Gemüter unter den Hüten und Tüchern. Mein persönliches Morgengrauen, ich danke dem hier Allgegenwärtigen für das Überleben der ersten Nacht, danke, Gott, ist schließlich nicht selbstverständlich.

Halb neun auf dem Display meines Handys macht halb zehn israelischer Zeitrechnung, kommt mir obszön spät vor, längst sind alle wach und beim Waschen, Brotbacken, Säugen, Kinder in der Schule, Männer zum wievielten Mal beim Gebet. Ich verabschiede den Beschluß zu duschen, obwohl ich das abends erst getan hatte. Die Wohnung scheint leer, das Wohn-

zimmer erstaunlich frisch, die Gastgeber sind bei der Arbeit, die Mutter ist runter zur Schwester, um vor der Schule mit den Enkeln zu frühstücken. Ich streife mir ein langes Kleid über den Pyjama für den Weg zum Bad, man kann nie wissen, ob der Hausherr auf einen Kaffee überkommt vom Büro. Um Strom zu sparen, begnüge ich mich Hals über Kopf mit kalt. Die Kühle der gewaschenen Haare hält für circa zwei Minuten an, in denen ich mich frage, warum ich bei nächtlichen Geräuschen vor der Tür zum Garten ausgerechnet einen Araber einbrechen höre, warum nicht einen jüdischen Dieb, einen orthodoxen Verbrecher, einen zionistischen Lustmolch. Nach Ausschluß von Katze und Fuchs war mir sofort klar gewesen, daß es sich bei dem Besucher um einen palästinensischen Mörder handelt, der Rache nimmt an den Besiedlern seines kahlen Hügels und an diversen Vergeltungsschlägen der israelischen Armee gegen Anstifter palästinensischer Selbstmordattentäter in Hebron. Er hatte sich in der Tür geirrt und würde statt einer orthodoxen Siedlerin eine unorthodoxe Berlinerin abmurksen, das Malheur würde sich rumsprechen in den Hügeln, es würde ihm zu keinen besonderen Ehren verhelfen, er würde den Hohn seiner Gefährten ernten, woraufhin sich der Attentäter Schläfenlocken wachsen ließe und mit Hut und schwarzem Mantel in einen Bus voller jüdischer Schulkinder auf einem Ausflug in die Heilige Stadt setzen würde, seinen Sprenggürtel zünden und erschrocken in die Luft gehen, um endlich ins Paradies und zu den vierzig Jungfrauen zu gelangen, die sich für den Rest seines zweiten Lebens um ihn kümmern würden, wieso ausgerechnet vierzig, wo habe ich das wieder aufgelesen, Ali Baba. Die Hitze gewinnt Oberhand, der Denkfluß wird träge, ich krümme mich an den Schreibtisch des Kinderzimmers und mache mir ein paar Notizen über die vergangenen Tage.

Als ich mich entschloß, die Mutter ins Gelobte Land zu begleiten, hatte sie ihren Flug lange gebucht und fragte erstaunt, ob das wirklich mein Ernst sei. Ja, mein Ernst, ich will diese große Schwester besuchen, deine Tochter. Ach Kind, wie schön, dann fliegen wir zusammen, ja. Ich wäre abergläubisch genug gewesen, nicht ausgerechnet am elften September in einen Flieger nach Israel zu steigen, aber die Mutter hatte als passionierte Schnäppchenjägerin den Flug um dreiundzwanzig Uhr fünf- undvierzig gewählt, entsprechend leer war die Maschine, ich konnte mich quer legen und zwei Stunden schlafen, während die Mutter sich sämtliche Angebote des Flugpersonals zu Gemüte führte, Erfrischungstuch inklusive, da sie nun mal im Preis inbegriffen waren. Vor dem Start amüsierten wir uns über unsere Kopfbedeckungen für den Schabbat, Mutters Exemplar ein aus Polyester gehäkeltes hellgrünes Hütchen in der Form eines Klorollenschutzes, ähnlich den Hüten, die die Schwester zu Beginn ihrer großen Veränderung getragen hatte, ich wiederbelebte einen alten Strohhut, den ich vor Jahren geschenkt bekommen hatte, schwarz mit breitem weißem Band, Schnalle, schräger Zwanzigerjahre-Krempe, der würde meine kurzen Haare mit Stumpf und Stiel schlucken. Schick, fand die Mutter und bot mir im selben Atemzug eine Plastiktüte an, um ihn zu verstauen. In Gedanken nannte ich sie eine Beutelratte und unterdrückte den Impuls, sie auf die Sinnlosigkeit von Hüten in Tüten hinzuweisen, um ausführliche Diskussionen zu vermeiden, Mutter/Kind, ewige Rangeleien. Ich war froh, nicht alleine zu reisen. Doch im Zug nach Frankfurt hatte ich mir eingestehen müssen, daß ich mindestens so viel Respekt vor dem Zusammenleben auf engstem Raum mit dem Muttertier hatte wie vor der Begegnung mit der verrückten Schwester und ihrer strenggläubigen Mischpoke.

Der Flughafen in Tel Aviv war nicht wiederzuerkennen. Mir war ein flacher, deprimierend beleuchteter Quader in schmutziggelben Tönen und voller Soldaten in Erinnerung, den draußen eine vergreiste staubige Palme zierte, uns erwartete Hightech, ein Riesending, luftige Architektur, Laufbänder, Werbung, Taghelligkeit hinter Glas, wenige sichtbare Maschinengewehre, um vier Uhr morgens war in der Halle die Hölle los, vermutlich wegen der bombigen Klimaanlage. Während die Mutter sich mit dem Geldautomaten um die Höchstauszahlung stritt, streifte ich meinen bodenlangen Rock über die Hose.

Bei Inspektion meines Kleiderschranks in Berlin war mir bewußt geworden, daß meine Klamotten ausnahmslos dafür geschaffen waren, einen halbwegs jungen, weiblichen Körper vorteilhaft zur Schau zu stellen. Hosen, T-Shirts, Röcke waren für die Siedlung zu eng, kurz, durchsichtig, ausgeschnitten bis zur Besinnungslosigkeit. In den Geschäften dieselben Symptome westlicher Zivilisation, alles, was in meiner Größenordnung angeboten wurde, sexy bis halbnaackig. Bei C&A in der Oma-Abteilung gab es zwar keusche Blusen, aber die waren entweder aus Polyester oder zum Kotzen oder beides. Zuletzt hatte ich auf einer Tour durch die Secondhandläden der Stadt diesen Rüschenrock und eine weiß-rot gestreifte Bluse aus Baumwolle ergattert, die mir irgendwie gefiel, obwohl sie überhaupt nicht aufreizend war.

Vier Uhr irgendwas, keine Spur vom Schwager, der uns abholen wollte, die Mutter in Sorge mit ihrem Mobiltelefon zu Gange. Ich hocke mich auf den Gepäckwagen neben die Berge ihrer Mitbringsel und grübele, ob es ein irreversibler Fehler gewesen war, mich auf dieses Abenteuer einzulassen. Die Schwester hatte mich im Juni zum Abschied gefragt, wann kommst du, Kleines, eine Floskel aus alten Zeiten, als wir noch Schwestern gewesen waren, die sich zufällig auf Familienfeiern trafen. Wäh-

rend Hugos Hochzeitsfest im Garten der Eltern war ich ihr weitläufig aus dem Weg gegangen, ich hatte fürs Familienfoto einen scheinheiligen, splinternackten Arm um sie gelegt, wir hatten gelächelt und kaum ein Wort gewechselt. Ein schlechter Scherz, wann kommst du. Nie, wie versprochen, das hatte ich mir und ihr Jahre zuvor geschworen, sie nie dort zu besuchen im Besetzten Gebiet, das die Schwester schlicht Gebiet nannte, schon aus Prinzip nicht und aus Angst, und weil ich immer noch beleidigt war.

Diesmal hallte die Frage einen Sommer lang in mir nach, einen Sommer ohne weitere Blessuren, einen ruhigen Sommer, in dem es das Leben gut meinte, und ich dachte mir, scheiß drauf, jetzt will ich es mal wissen, ich bin in Entdeckerlaune, hab zum ersten Mal die Kohle, das hat sie nun davon, ich hab die Kraft, ich hab Zeit, und ich will mit eigenen Augen sehen, wie es sich da siedelt mitten in der palästinensischen Autonomie, bei ihren Orthodoxen, in Ordnung, ich komme. Haben wir uns was zu sagen, haben Schwestern sich überhaupt was zu sagen. In wenigen Stunden werde ich all ihre Kinder wiedersehen, die vier Neffen, die Nichte, fünf Kinder, Tendenz steigend. Der Älteste, Elieser, mein erster Neffe und Liebling, ist jetzt zwölf, nächstes Jahr wird er ein Mann, wird er mich überhaupt ansehen dürfen. Mag er sich an unsere Spiele erinnern, unsere Knetwesen, das Fußballtraining, die ersten Versuche mit dem Dreirad. Kann ich mit ihm reden. Worüber. Worüber mit der Schwester. Daß ich jetzt fürs Fernsehen schreibe und damit finanziell fürs erste aus dem Schneider bin. Daß ich mit meinem Mann des Lebens ein Abkommen geschlossen habe, nach dem wir fremdgehen dürfen, solange wir nicht darüber sprechen. Daß ich die Schauspielerei an den Nagel gehängt habe, daß ich manchmal in Berlin in eine offene Kirche renne und eine Stunde mit ausgeschaltetem Handy da sitzen bleibe. Es wird kompliziert werden und

schmerzhaft, warum tu ich mir das an? Außerdem steht der Schwager unter Streß, wenn gleich zwei Besucherinnen aus Deutschland kommen. Außerdem hasse ich es, an Flughäfen und Bahnhöfen nicht rechtzeitig abgeholt zu werden. Außerdem graut mir davor, mit der Mutter zehn Tage lang die Couch im Wohnzimmer zu teilen. Außerdem kann hier jeden Augenblick eine Bombe hochgehen.

Aus den dunklen Seiteneingängen des Parkhauses taucht die Schwester auf. Sie sieht toll aus. Souverän. Sie lacht. Sie fällt der Mutter um den Hals. Sie winkt zu mir rüber. Sie ist so schmal, wie sie da auf mich zueilt. Ich komme mir vor wie ein kleiner Elefant mit meinem Plüschrock über der Hose, den verborgenen Kanonenknien. Sie fragt, bist du etwa müde, Kleines. Ich scherze zurück, nein, hellwach hahaha undsoweiter, und frage mich, warum scherzen wir schon wieder, macht man das so unter Schwestern. Ich bin benommen. Sie trägt einen dunklen Rock und dunkle Strümpfe und dunkle formlose Schuhe und eine dunkelgrüne Seidenbluse, darüber ein dunkles Jackett, leger, eine dunkle Mütze und eine schwarze Handtasche, schlicht, schick, Frau von Welt. Sie wirkt hellwach, aufgedreht, obwohl sie kaum geschlafen hat, eben noch das Kind gestillt, dann fast den Weg nicht gefunden, weil am Ortsausgang eine Umgehung, die sie nicht kannte. Sie muß noch schnell pinkeln, die Mutter auch. Ich warte im Parkhaus mit den Gepäckbergen und setze die Brille auf, um nahende Attentäter frühzeitig zu orten.

Auf der Fahrt überlasse ich das Gespräch den Frauen vorne, von wegen wie gut, daß das Baby wieder eingeschlafen sei, bevor sie viel zu spät aufgebrochen, ehrlich gesagt, wie seltsam diese Umleitung, wo doch die normale Straße keine Schäden aufweise, ob ich Kuchen wolle, sie habe welchen in der grünen Tasche neben mir. Ich futtere das selbstgebackene Kokosapfelgemisch und